SIMMONS LIVER REGULATOR

Gegen Dyspepsie, Verstopftheit, bilöses Kopfweh, chronische Diarrhoe, Gelbsucht, Unreinheit des Blutes, Schüttelfieber, Malarie und alle durch Störung der Leber, Därme und Nieren verursachten Leiden.

Symptome einer erkrankten Leber.

Uebler Athem; Schmerz in der Seite, zuweilen unter dem Schulterblatte und wird dann mit Rheumatismus verwechselt; allgemeiner Appetitverlust; gewöhnlich Verstopftheit, zuweilen abwechselnd mit Offenleibigkeit; der Kopf von Schmerzen belästigt, wobei beträchtlicher Verlust des Erinnerungsvermögens; zuweilen ein schwacher, trockener Husten und das Gesicht von Röthe überflogen, was oft für Schwindsucht gehalten wird; der Patient klagt über Müdigkeit und Schwäche; Kälte oder brennendes Gefühl in den Füßen, zuweilen eine stechende Empfindung; die Lebensgeister niedergeschlagen, und wenngleich man überzeugt ist, daß Leibesbewegung heilsam wäre, so kann man sich kaum dazu aufraffen, ja, man mißtraut jedem Heilmittel. Verschiedene obigen Symptome begleiten die Krankheit; aber es sind Fälle vorgekommen, in denen nur wenige davon vorhanden waren; doch hat die Untersuchung nach dem Tode eine beträchtliche Störung der Leber nachgewiesen.

Das Mittel sollte von allen Personen, Jung und Alt, gebraucht werden, sobald sich eines der obigen Symptome zeigt.

Wer auf Reisen ist oder in ungesunder Gegend wohnt, wird durch gelegentliches Einnehmen einer Dosis, um die Leber in gesunder Thätigkeit zu halten, alle Malarie, gallige Anfälle, Wirre, Uebelkeit, Niedergeschlagenheit u. s. w. abwenden. Das Mittel wird wie ein Glas Wein kräftigen, **ist aber kein berauschendes Getränk.**

Wenn man etwas schwer Verdauliches gegessen hat, oder Nachts nicht schlafen kann, nehme man eine Dosis und die Erleichterung wird eintreten.

Sowohl Zeit wie Doktorrechnungen werden erspart, wenn man den Regulator stets vorräthig im Hause hält!

Denn gleichviel welches Leiden sich einstellt, ein durchaus sicheres, abführendes, Säfte verbesserndes und stärkendes Mittel wird nie unrecht angebracht sein. Das Mittel ist **ungefährlich** und beeinträchtigt **weder die Geschäftsthätigkeit noch das Vergnügen.**

Es ist rein vegetabilisch

und hat die ganze Kraft und Wirksamkeit von Calomel oder Chinin ohne irgend eine der schädlichen Nachwirkungen derselben.

Zeugniß von einem Gouverneur.

„Simmons Liver Regulator" ist seit längerer Zeit bei meiner Familie in Gebrauch, und ich bin überzeugt, daß er eine Bereicherung der Arzneigenschatz bildet. — J. Gill Shorter, Gouverneur von Ala.

Hon. Alexander H. Stephens von Georgia sagt: Der Gebrauch von „Simmons Liver Regulator" ist mir wohl bekommen und ich wünsche ihn weiter zu prüfen.

„Das Einzige das niemals Hinderung verursacht." — Ich habe viele Mittel gegen Dyspepsie, Verstopfung und Schwäche gebraucht, aber nie etwas gefunden das mir so wohl bekommen ist wie „Simmons Liver Regulator." Ich habe von Minnesota bis Georgia Jemand gefunden, welcher eine solche Medizin wegen noch weiter schicken; auch möchte ich allen Ähnlich Leidenden anrathen es mit diesem Mittel zu versuchen, da es das einzige zu sein scheint, das niemals Hinderung verursacht. — H. M. Jones, Minneapolis, Minn.

Dr. T. B. Mason sagt: Durch thatsächliche Erfahrung im Gebrauche von „Simmons Liver Regulator" in meiner Praxis bin ich von seiner Anwendung befriedigt und ich empfehle ihn als ein Abführungs-Arznei.

Es Man nehme nur den echten, der stets die rothe Z. Handelsmarke und die Namensunterschrift J. H. Zeilin & Co. auf dem Umschlage trägt. Bei allen Apothekern zu haben.

Ruhe nicht, das Leben geht schnell vorüber. 866 per Woche. Ausstattung $5.00 unentgeltlich, kein Risiko, Kapital nicht nothwendig. Wir liefern Alles. Viele machen ein Vermögen. Frauen sowohl wie Männer, Knaben und Mädchen. Man wende sich an H. Hallett & Co., Portland, Maine.

KIDNEY-WORT

hat sich stets als sicherstes Kurmittel für Nieren Krankheiten bewiesen.

Beweist Ihnen ein lahmer Rücken oder schlechter Urin daß Sie der Krankheit ein Opfer gefallen sind? Dann zögern Sie nicht; gebrauchen Sie Nieren Kraut (Kidney Wort) sofort (alle Apotheker empfehlen es) und Sie werden die Krankheit schnell überwältigen und Ihr System wird wieder hergestellt werden.

An die Damen! Für die Ihrem Geschlechte eigenthümlichen Krankheiten, wie z. B. Schmerz und Schwäche, steht Nieren Kraut (Kidney Wort) als Heilmittel unübertroffen da. Es kurirt schnell und sicher. Bei beiden Geschlechtern welchen Unentheitsamkeit, Zurückhaltung des Urins, ziegelmäßige oder zähe Absührung, und unangenehme zerrende Schmerzen schnell vor der heilenden Kraft dieser Medizin. **Preis $1.** Bei Apothekern.

Wirk gleichzeitig auf: Leber, Nieren, Leber und Magen.

KIDNEY-WORT

MISHAWAKA COMBINED SHELLER & GRINDER

This machine is especially adapted to the use of FARMERS and STOCK FEEDERS. It is capable of shelling and grinding twenty bushels per hour, with four to six horse-power, and can be run by water, steam or horse-power. The grinding plates are of crystallized iron, and cost $1.00 a pair. Send for circular giving full description.

ST. JOSEPH M'F'G CO., MISHAWAKA, IND.

THE HULL VAPOR COOK STOVE, THE OLDEST AND ONLY RELIABLE,

is the only device of its kind that has stood THE TEST OF YEARS, and earned universal public commendation.

Does every description of Cooking, Washing, Ironing, Fruit Canning, or other domestic work heretofore done by the ordinary cook stove, and without its insufferable heat, soot, ashes, etc.

FOR SUMMER USE THEY ARE INDISPENSABLE.

Reliable Agents wanted in unoccupied territory. Address,

HULL VAPOR STOVE CO., Seneca Street, cor. Champlain, Cleveland, Ohio.

OLD BLANCHARD CHURN

Five sizes made for Family Dairies. Five sizes for Factory use. Perfect stock and the best work. Strong, simple, efficient, convenient and durable. They continue to be

THE STANDARD CHURN OF THE COUNTRY.

TRY ONE.

Send for full Descriptive Circulars to

PORTER BLANCHARD'S SONS, CONCORD, N. H.

$72 per Woche kann, wer fleißig ist, zu Hause machen. Das beste Geschäft. Kapital nicht nöthig. Männer, Knaben, Frauen und Mädchen können das Geschäft ausüben. Kein anderes Geschäft bezahlt so gut. Ausstattung frei. Schnell und ehrenhaft Geld zu machen. Man wende sich an True & Co., Augusta, Maine.

Indiana Tribüne.

Office: 62 Süd Delaware Straße, Indianapolis, Ind.

Krapotkin über die russischen Gefängnisse.

Während Fürst Krapotkin, anarchischer Umtriebe in Frankreich angeklagt, vor dem Zuchtpolizeigericht in Lyon zu sechs Monaten Gefängnißhaft verurtheilt wurde, ist in der Januarnummer der Monatsschrift „The nineteenth Century" ein Aufsatz von ihm über den Zustand der westrussischen Gefängnisse und die Behandlung ihrer Insassen erschienen. Es ist einer der vielen und seltsamen Widersprüche unserer Zeit, daß derselbe Mann, der in Lyon sich als einen Todfeind der bestehenden Gesellschaftsordnung bekennt, auf der anderen Seite als der Mitarbeiter einer höchst angesehenen, den englischen Regierungsmitgliedern nahestehenden Zeitschrift erscheint, in einer Gesellschaft von Mitarbeitern, zu welchen auch schon Gladstone gehörte. Wenn man Fürst Krapotkin's Aufsatz über die Behandlung der politischen Verbrecher in Rußland liest, begreift es sich, daß ein solcher Mann unter die nihilistischen Verschwörer ging; warum er aber auch der westeuropäischen Regierungsordnung einen Krieg erklärte, der vor der Anwendung von Dynamit nicht zurückschreckt, ist darum noch nicht motivirt. Krapotkin, der selber mehrere Jahre in russischen Gefängnissen zugebracht hat, faßt die Anklage in Rußland in die Worte zusammen: „Was dasselbe kennzeichnet, ist die unglaubliche Länge der Untersuchungshaft, die Massenanhäufung der Gefangenen in schmutzigen, engen Räumen, die sittliche Unzulänglichkeit der Gefängnißbeamten, welche ihre Anbefohlenen um die paar Pfennige, die der Staat für sie auswirft, zu betrügen suchen, der Mangel an Beschäftigung und Allem, was zum sittlichen Wohl des Menschen beiträgt, die cynische Verachtung aller Menschenwürde und das körperliche Verkommen der Gefangenen." Krapotkin hat seinen Aufsatz aus Anlaß der schönfärbenden Berichte neuerer Reisenden, z. B. des englischen Missionars Landsell und des Amerikaners Kennan, welche beide die günstigsten Eindrücke von den russischen Gefangenenanstalten erhalten haben, veröffentlicht. Von Landsell's Urtheil haben wir seiner Zeit Notiz genommen; es ist von Interesse und entspricht der Billigkeit, nach dem Spruch zu verfahren: „Man muß sie hören Beide." Landsell's Urtheil ist nach Krapotkin's Ansicht schon darum oberflächlich, weil derselbe mit mehr als postmäßiger Geschwindigkeit Rußland durchreiste. Krapotkin macht auch darauf aufmerksam, daß fremde Besucher die Wahrheit nicht erfahren, man zeigt ihnen die Anstalt von der günstigsten Seite und die Gefangenen machen aus sehr triftigen Gründen auf Befragen die zufriedensten Aussagen über ihre Behandlung und Nahrung. In Petersburg besitzt die Regierung ein nach belgischem Muster eingerichtetes prachtvolles Gefängniß, aus dem ein Schaustück für Fremde gemacht wird. Den ganzen Tag wird darin gescheuert und geputzt, so daß es einen höchst sauberen und vortheilhaften Eindruck macht. Die Ventilation darin soll aber unerträglich sein, wie Krapotkin aus Erfahrung weiß, auch soll das Gebäude das Doppelte von dem gekostet haben, was dasselbe in Belgien oder Deutschland gekostet haben würde.

Krapotkin geht in seinem Aufsatze davon aus, nachzuweisen, wie die liberale Justizgesetzgebung, welche 1864 eingeführt wurde, in Wirklichkeit gehandhabt wird. Nicht allein, daß die neuen Justizgesetze nur in 39 von 72 Provinzen zur Geltung gelangt sind; dieselben sind durch nachträgliche Aenderungen ihrer Wirkung zum großen Theil beraubt worden. Krapotkin führt Beispiele an, wonach der Gouverneur einer Provinz einfach auf dem Wege der Verwaltungswillkür die neuerliche Verhaftung eines soeben vom Schwurgericht Freigesprochenen verfügt, weil er mit seinem Urtheile nicht einverstanden ist. In vielen Fällen wird der Angeklagte dem öffentlichen Verfahren entzogen und im Geheimen abgeurtheilt, so die meisten politischen Verbrecher oder religiösen Sektirer. Daß die Vera Sassulitsch vor ein Schwurgericht kam, war eine Ausnahme und lediglich die Folge eines Competenzstreites zwischen der Polizeipräfektur und dem Ministerium des Innern. Nachdem Krapotkin auf den gänzlichen Mangel einer freien Berichterstattung über die Prozeßverhandlungen in der Presse hingewiesen, spricht er von der grausamen Behandlung, welcher die politischen Verbrecher ausgesetzt sind. Seitdem der Nihilist Russakow, als er zum Galgen geführt wurde, dem Volke seine Hände mit den deutlichen Spuren der Folter zeigte, werden die zum Tode Verurtheilten nicht mehr öffentlich hingerichtet. Krapotkin stellt die bestimmte Behauptung auf, daß ebenso wie der obige Russakow auch der Nihilist Mikhailow gefoltert worden ist, und zwar Beide „mit Anwendung von Electricität". Von den sibirischen Gefängnissen will der Verfasser ein andermal erzählen, in dem gegenwärtigen Aufsatze beschränkt er sich hauptsächlich auf die sogenannten Centralgefängnisse des westlichen Rußland, in welchen die zur Zwangsarbeit in Sibirien Verurtheilten vorläufig bis zu ihrer Abführung in jenes Land gefangen gehalten werden. Diese vorläufige Frist dauert oft mehrere Jahre. Bei der großen Ueberfüllung dieser Gefängnisse in den letzten Jahren ist der Gesundheitszustand daselbst ein so schlechter, daß Viele schon dort sterben; den Ueberlebenden aber erscheint der Tag der Abführung nach Sibirien als ein Tag des Glücks. Die Peitsche und andere grausame Strafmittel sind in diesen Gefängnissen an der Tagesordnung für die geringsten Vergehen.

Krapotkin stützt sich, indem er Näheres über die Centralgefängnisse in Perm und Charkow berichtet, auf die glaubhaften Aussagen früherer Gefangener daselbst. In Charkow werden die politischen Gefangenen in Ketten in der Einzelhaft in feuchten, dunklen Zellen von 10 Fuß Quadratraum gehalten; häufig werden die Gefangenen wahnsinnig, und im Sommer 1878 brachte die Unerträglichkeit des Lebens daselbst mehrere Gefangene zum Entschluß, sich zu Tode zu hungern. Nachdem sie mehrere Tage nichts gegessen, ließ sie der Gouverneur „vermittelst Injection" gewaltsam füttern, was aber zu solchen Scenen führte, daß man vorzog, sie durch das Versprechen einer menschlicheren Behandlung zur freiwilligen Annahme des Essens zu bewegen.

Als den Gipfelpunkt des Gefangenenelends schildert Krapotkin den Aufenthalt der vom Czar zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigten politischen Verbrecher in den Kasematten der Peter-Pauls-Festung zu St. Petersburg. Die Zellen sind dort so dunkel, daß man 22 von 24 Stunden des Tages Licht brennen muß und die Wände sind tropfnaß. Von drei solchermaßen Eingesperrten, deren Namen genannt werden, weiß Krapotkin zu erzählen, daß innerhalb Jahresfrist der eine schwindsüchtig, der zweite wahnsinnig, der dritte gelähmt worden ist.

Eine Hauptklage Krapotkin's richtet sich gegen die Willkür der Verwaltungsbehörden. Eine Zuwiderhandlung gegen die Paß- oder sonstigen Vorschriften genügt, um Jemand in die Untersuchungshaft zu bringen. Daher kommt es, daß nach Bericht des russischen Justizministers von 1878 ca. 100,000 Personen als in Untersuchungshaft befindlich aufgeführt wurden, von welchen nur 37 Procent vor die Gerichte gestellt werden konnten und von diesen wiederum nur der dritte Theil wirklich schuldig befunden wurde.

Krapotkin, der im Ganzen in einem sehr ruhigen, maßvollen Tone schreibt, sagt zum Schluß, es wäre Täuschung zu glauben, daß es unter dem bestehenden Regiment besser werden könne. Wiederholt hätten zwar Regierungscommissionen die Mangelhaftigkeit der Gefängnisse bestätigt, aber eine gründliche Besserung sei nie versucht worden. Was die Regierung noch mehr brauche als Geld, seien ehrliche und tüchtige Gefängnißbeamten. „Wohl giebt es deren, aber die Regierung kann und will sie nicht finden!" In dieser Beziehung führt Krapotkin ein interessantes Beispiel an. Der englische Reisende Landsell hatte besonders den russischen Oberst Kononowitsch als einen musterhaften Gefängnißdirektor in Kara gerühmt, der unermüdlich für die Besserung der Wohnung und Verpflegung der Gefangenen besorgt sei. Dieses öffentliche Zeugniß genügte, um diesen Mann in den Augen der vorgesetzten Behörden unmöglich zu machen. Aus Mißtrauen wurde er entlassen und erhielt einen Nachfolger, der sich beeilte, den alten Zustand herbeizuführen. Darum schließt Krapotkin mit dem nihilistischen Bekenntniß: „Unsere Gefängnisse spiegeln das ganze in Rußland herrschende Regierungssystem wieder; sie werden so lange bleiben, was und wie sie sind, bis dieses System, so wie unser gesammtes Leben eine Erneuerung von Grund aus erfahren hat."

Einiges Neue über das arabische Pferd.

Ein Ehepaar, das sich auf die Reise nach Mesopotamien begiebt und mit allerlei Mühseligkeiten schlimmster Art wochenlang unverdrossen kämpft, nur um bei den Beduinen des ehemaligen Patriarchenlandes die Züchtung des arabischen Pferdes kennen zu lernen — das ist uns Deutschen trotz aller neuerdings gepflegten Liebe für den Sport doch wohl noch eine Curiosität. Das Ehepaar, von dem hier die Rede, stammt denn auch in der That aus der Heimath des Sports, aus England, und nennt sich Lord und Lady Blunt. Sie haben ihre Beobachtungen in einem gemeinschaftlich herausgegebenen Buche niedergelegt, dem folgende kurze Mittheilungen entnommen sind.

Zerfällt das arabische Pferd in verschiedene Familien oder auch in mehrere Racen? Diese Frage beschäftigte Herrn Blunt auf das Lebhafteste. Verschiedene englische Schriftsteller nehmen an, daß in Nedsch, dem inneren Gelände der arabischen Halbinsel, eine besondere Race existire, und unser Naturforscher Brehm sagt, die vorzüglichsten Pferde kamen aus jener Gegend. Beides ist nach Blunt unrichtig. Die in Nedsch gezüchteten Thiere sind weder durch Schönheit ausgezeichnet, noch bilden sie eine eigene Race. Außer einer kleinen, zum Lastragen verwendeten, plumpen Ponnyart, welche von den Beduinen überhaupt nicht zum Pferdegeschlecht gerechnet wird, fanden unsere Berichterstatter bei allen Stämmen die nämliche Race mit den nämlichen Merkmalen und den nämlichen Traditionen. Und so sehr sie auch forschten, überall erhielten sie die Antwort, daß die Gestüte von Nedsch durch Anasehpferde ergänzt zu werden pflegten, und daß diese, obwohl reinblütig, doch keineswegs besonders schätzenswerth seien. Und in der That eignet sich Nedsch ganz und gar nicht zur Pferdezucht, da es auf seinem, von Felsen durchzogenen Hochplateau in manchen Zeiten an Weideplätzen fehlt und die Thiere mit Datteln und Kameelsmilch hingehalten werden müssen. Und wie es jetzt ist, so wird es auch früher gewesen sein. Herr Blunt erklärt daher, die wasserarme Halbinsel Arabiens sei nimmermehr das Stammland des Beduinenpferdes. Er bezeichnet uns Mesopotamien und die herrlichen Wiesenstriche am Euphrates, die ihn an die Pampas des Rio de la Plata, an das Paradies der amerikanischen Cimaromers, erinnerten, als die wahrscheinliche Urheimath der arabischen Race. Dort könnten auch wilde Pferde ihren Lebensunterhalt finden, während sie in Nedsch ohne alle Frage verhungern müßten.

Das arabische Vollblutpferd, sagt Herr Blunt, mißt 14—15 Faust; seine Größe wird durch die Bodenbeschaffenheit seiner Heimath und seine Ernährung als Fohlen bedingt. Seine Aehnlichkeit mit seinem Bastardvetter, dem englischen Renner, ist unverkennbar. Doch hat es sich gewisse Eigenthümlichkeiten bewahrt. Die Hauptunterschiede liegen im Kopf, der bei jeder Kreuzung etwas von seiner ursprünglichen Schönheit einbüßt. So besitzt z. B. jedes Pferd den schweren Kopf der spanischen Race, das, und sei es auch nur zum sechszehnten Theil, einen Zusatz spanischen Blutes hat. — Der Kopf des Arabers ist verhältnißmäßig größer, als der des englischen Pferdes. Die stark markirten Backen haben eine weit größere Tiefe und der Raum zwischen den beiden Backenknochen ist ungemein breit und gestattet der Luftröhre eine normale Entwickelung. Die Ohren sind schmal und schön geformt, aber meist sehr kurz. Das Auge ist groß und mild, die Stirn vorstehend und das zierlich geschnittene Maul hat fast den Anschein, als sei es zusammengedrückt. Am Charakteristischsten aber ist der Halsansatz, der leicht und frei erscheint, während die englischen Renner ihren Kopf halten, als beuge man sie durch den Reitzügel nieder. Die Schulter ist gut und der Widerrist hoch, obgleich das in Folge der größeren Höhe der Hüften nicht der Fall zu sein scheint. Ein Muster von Kraft aber ist das Vorderbein, dessen Muskel außerordentlich weit hervortritt. Das Kreuz ist kürzer als bei den englischen Vollblutpferden und die Gruppe runder. Die Rippen sind normal angesetzt. Der Schweif ist hoch aufgesetzt, und die Araber halten es für ein Zeichen reiner Abstammung, wenn nicht nur das Fohlen, sondern auch das ausgewachsene Thier ihn beim Schritt, wie beim Galopp steif emporhält. Die Hüften, welche viel schmaler sind, als beim englischen Pferd, verrathen mehr Schnelligkeit als Kraft, der Bau derselben ist feiner, die Aktion freier und das Oberbein verhältnißmäßig lang. Die Sprunggelenke sind größer, zweckmäßiger geformt und weniger gerade, als die der englischen Racepferde. Die Sprungbeine am Hinterknie sind kürzer; besonders kräftig entwickelt sind die Beugesehnen, daher stürzt ein arabisches Pferd selten oder nie. Die Knochen der Fesselgelenke sind fein, ja zuweilen zu fein, und die Fessel zuweilen so lang, daß sie schwach ist. Die Hufen sind rund und sehr hart. Als Rennpferd betrachtet hat es nur einen Fehler. Es ist zu klein. Bei einem Wettrennen von drei englischen Meilen, die festgesetzt zu werden pflegt, kann der Araber sich nur gegen Pferde zweiten Ranges behaupten. Bei einem Weg von fünf Meilen stellt sich die Sache anders und bei einem Ritt von über zwanzig kann, nach der Ansicht unseres Berichterstatters, nur ein sehr auserwählter „Renner" mit ihm wetteifern. Die arabischen Pferde sind im Stande, weite Entfernungen unter schwerer Last ohne Ermüdung zurückzulegen. Auch darf man ihnen, was die Dressur anbelangt, ungemein viel zumuthen. Auf der Reise kann man sie Tag für Tag als Reitpferd benutzen und sie nur mit Gras füttern, und doch fallen sie nicht ab und sind stets nach dem längsten Tagemarsch noch zum Galoppiren bereit und verlieren nie ihre Munterkeit.

Reinblütige Pferde giebt es bei den Schammars und Anasehs zwar in Menge, aber schön gebaute sind selten. Herr Blunt sah auf der ganzen Reise nur einen einzigen Araber, der dem Idealtypus der Race entsprach und dieses Prachtexemplar war ein Eigenthum des zu den Anasehbeduinen gehörenden Gomussastammes, der außerdem noch etwa höchstens zwanzig tadellose Pferde besitzt. Die Reisenden waren gerade zufälligerweise in ihrem Lager, als es hieß, es nahe sich ein Feind. Die streitfähigen Männer machten sich alsbald kampfbereit und so sah Herr Blunt sie, die lange Lanze in ihrer Hand, auf ihren Pferden den Angriff erwarten, der aber nicht stattfand. Er meint, in dem ganzen Trupp habe er nicht fünfzig Exemplare gefunden, die er sein eigen hätte nennen mögen.

Ein großer Nachtheil für die Pferde ist auch die stetig sich steigernde, die schädliche Inzucht befördernde Abschließung der einzelnen Stämme. Die Türken säen unablässig Zwietracht aus und verhindern den freundschaftlichen Verkehr zwischen den Beduinenlagern, so daß nur noch selten ein Rossenaustausch stattfindet. Zudem reduzirt die unaufhörliche Fehde die Zahl der Pferde alljährlich bedeutend. Viele fallen und die lebend erbeuteten werden, oft mit starken Speerwunden, nach Aleppo gebracht und dort billig verkauft, damit nach eingetretenem Waffenstillstand der Eigenthümer sie nicht zurückfordern kann. Durch alle diese Mißstände sind die Stämme nicht mehr so wohlhabend wie ehedem, und so kann für 200 Stuten nur ein einziger Hengst gehalten werden. Gar häufig ist das Verhältniß noch unvortheilhafter. Bei den zur Zucht ausgewählten Pferden kommen Eigenschaften wie Größe, Körperschönheit, Schnelligkeit, Stärke u. s. w. nicht in Betracht, die Reinblütigkeit ist der einzige Punkt, auf den die Araber Gewicht legen. Die Reisenden sahen bei dem Aghebaatstamme einen Hengst, der von den Beduinen in Folge seiner tadellosen Herkunft mit abgöttischer Verehrung behandelt ward und doch war er unansehnlich und verkommen und nicht größer als ein Pony.

Die Schnelligkeit ihrer Rosse rühmen die Araber gern; allein ein rechtes Mittel, dieselbe zu prüfen, fehlt ihnen, da sie keine Wettrennen haben und ihre Aufführungen oder Spiele ihnen nur Gelegenheit zur Entfaltung der Anmuth ihrer Thiere geben. Hunger, Durst, Kälte, Hitze und scharfe Winde müssen die Thiere ertragen. Freilich sind sie von Klein auf so erzogen, daß sie alle Unbilden des Wetters zu erdulden im Stande sind und mit kargem Futter vorlieb nehmen. Andererseits hat die rauhe Erziehung einen hemmenden Einfluß auf ihr Wachsthum. Das neugeborene Fohlen wird bald nach der Geburt an einen Pfahl in der Nähe des Zeltes angebunden, während die Mutter auf der Weide ist. Das kleine Geschöpf wird dadurch früh zahm und gewöhnt sich von vornherein an die Berührung der mit ihm spielenden Kinder. Sobald es angeht, läßt man es Kameelsmilch trinken, damit es, wie die Beduinen sagen, „die Ausdauer des Kameeles" erhält. Unter allen Umständen wird es schon nach dem Verlauf des ersten Monats entwöhnt, damit die Stute wieder voll benutzt werden kann.

Krankheiten kommen unter den Pferden der Beduinen selten vor; an Lahmheit leiden sie nie. Aber viele sterben in Folge mangelhafter Ernährung, da sie keinen Hafer bekommen und nur Kameelsmilch erhalten, wenn anderes Futter fehlt. Oft haben sie mehrere Tage hintereinander kein Wasser und stehen in den kältesten Winternächten ohne Schutz draußen auf der Leeseite des Zeltes. Ihre Haarbekleidung wird dünn, lang und zerzaust, und da sie weder gekämmt, noch gebürstet werden, bis das Frühjahr anbricht, so sehen sie um diese Zeit hager, elend und verkommen aus. Im Sommer jedoch wird ihr Haar seidenweich und glänzend.

Herr und Frau Blunt nahmen sechs arabische Stuten mit nach England und dieselben fühlten sich auf ihrem Gute äußerst wohl. (Rundschau.)

Ein Besuch im Etaquartier von Tokio.

Miyanoshita, Japan, im Herbst '82.

Jedes Volk der Erde hat, wie es scheint, auf einer gewissen Stufe der Entwickelung eine Bevölkerungsklasse in seiner Mitte aufzuweisen gehabt, welche der allgemeinen Verachtung verfallen u. rechtlos betrachtet wurde. Mag es sich dabei um heimathlose Flüchtlinge, wie die Zigeuner im Mittelalter in Ungarn, Deutschland und anderen europäischen Ländern, mag es sich um die unterjochten, ursprünglichen Einwohner und Besitzer des Landes, wie die Heloten im klassischen Griechenland oder die Paria in Indien, handeln, stets muß der schwächere Stamm diejenigen Arbeiten und Dienstleistungen übernehmen, die der stärkere selbst zu thun verschmäht, und stets wird aus ebendenselben aufgezwungenen Arbeiten und Verrichtungen für die Gehaßten ein neuer Vorwurf, eine neue Kette, ein neuer Grund bei Verabscheuung gemacht.

So ist es auch bis vor Kurzem den Etas in Japan ergangen, einer Bevölkerungsklasse oder, vielleicht richtiger gesagt, einem Volksstamm, von dessen Sitten, Lebensverhältnissen und Gebräuchen man nur wenig Sicheres weiß. Selbst über die Zahl derselben existiren nur Schätzungen und Vermuthungen. Während sie nämlich in früheren Zeiten als zu tief unter allen übrigen Menschen stehend angesehen wurden, um überhaupt gezählt zu werden, hat man sie nach der Restauration des Mikado, die ihnen, wie den japanischen Bauern, die Befreiung und rechtliche Gleichstellung gebracht hat, nicht mehr besonders als Etas, sondern nur als Japaner gezählt. Jedenfalls ist die von Mrs. Bird in ihrem kürzlich auch ins Deutsche übersetzten Buche: „Unbeaten Tracks in Japan" gemachte Angabe, nach welcher drei Millionen Etas in Japan leben sollen, in außerordentlicher Weise übertrieben. Mir wurde ihre Anzahl im ganzen Reiche von wohlunterrichteten japanischen Beamten schätzungsweise auf 60—80,000 angegeben, was der Wahrheit wohl ziemlich nahe kommen dürfte. Sie sollen nach der glaubhaftesten Version von koreanischen Kriegsgefangenen abstammen, die anfangs die Jagdfalken der Mikados füttern mußten, und denen nach und nach alle anderen, nach der buddhistischen Auffassung unreinen Arbeiten aufgebürdet wurden.

Da seit der bürgerlichen Gleichstellung der Angehörigen dieses Stammes mit den übrigen Japanern erst 14 Jahre verflossen sind, so ist es nur zu erklärlich, daß das Vorurtheil des Volkes sich noch immer sehr stark gegen dieselben äußert. Selbst in der Landeshauptstadt werden sie dadurch gezwungen, bis auf den heutigen Tag ausschließlich in dem von ihnen seit zwei Jahrhunderten bewohnten Stadttheil zu leben, welcher in der Nähe von Yoshiwara, dem Sitz der unverschleierten und unverhüllten Demimonde von Tokio, gelegen ist und Chincho genannt wird. Um die Etats und ihre heutigen Lebensverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschloß ich, dorthin eine kleine Erforschungsexpedition zu unternehmen. Herr Missawa, ein junger, intelligenter Japaner, der auf der deutschen Gesandtschaft beschäftigt ist und recht gut Deutsch spricht, hatte versprochen, mich zu begleiten und mir als Dolmetscher zu dienen. Doch als ich ihn an einem heißen Julinachmittage dieses Jahres nach Schluß der Amtsstunden auf der Gesandtschaft in Tokio abholen wollte, ergab sich eine unerwartete Schwierigkeit. Meine beiden „Renner", d. h. die Kulis, welche die Jinrikischa *) zogen, wurden plötzlich scheu, als sie hörten, daß „Chincho", der Wohnsitz der verachteten Etarace, unser Ziel sein sollte. Erst durch die Vermittlung Herrn Missawa's und durch ein das übliche überschreitenden Preisangebot gelang es, zwei andere „Mannskraft-Wagen" zu miethen, die von weniger vorurtheilsvollen Kulis gezogen wurden.

Tokio ist nicht nur eine volkreiche, es ist auch eine nach europäischen Begriffen ungewöhnlich ausgedehnte Stadt, die Gärten, Felder, Parks und sogar einen kleinen See in ihrer Mitte einschließt. Da das Etaviertel in einer der entfernteren Vorstädte liegt, so stand uns daher eine weite Fahrt bevor. Anfangs ging dieselbe für eine Strecke von mehreren Kilometern an langen, kasernenähnlichen Holzgebäuden mit großen Portalen und an mächtigen Steinwällen vorüber, die von den hohen Stämmen der "madzu" der prächtigen japanischen Fichte, überragt wurden. Wir kamen dabei durch mehrere festungsähnliche, aus colossalen Blöcken erbaute Thore und über breite Wassergraben, in denen gerade jetzt die weiße Lotusblüthe, das heilige Symbol der Buddhisten zwischen grünen Riesenblättern hervorschaut. Dieses Gemisch von Gärten, Festungswällen und stillen Wasserspiegeln ist gerade das Centrum der japanischen Hauptstadt, die Stelle, an der sich bis zur großen Feuersbrunst von 1872 das historische Schloß des Shoguns erhob. Hier herrschte, von Hunderten von Daimios und vielen Tausenden von Samurais umgeben, der „Barbaren zermalmende große General" (Sei-i Tai Shogun), den die europäischen Diplomaten und Geschichtsschreiber so lange für den weltlichen Kaiser von Japan gehalten haben, der jedoch niemals mehr war, als ein Usurpator, ein mächtiger Majordomus, wenn man will, dem das Loyalitätsgefühl des japanischen Volkes verbot, wie dem Karolinger im alten Frankenreiche, den entscheidenden Gewaltstreich zu wagen. Seine Gärten und Anlagen bilden jetzt den Garten des Mikado, den „Fukiage", der an gewissen Tagen dem Publikum geöffnet ist, und die „Yashiki", die alten Daimioschlösser, jene unansehnlichen, langen Holzgebäude, an denen wir vorübergefahren, sind heute meist in Kasernen und Magazine verwandelt.

Der Anblick dieses centralen Theiles von Tokio, der bis zur Restauration des Mikado die Hauptburg des Feudalismus in Japan war, ist eine gute Vorbereitung für den Besuch des Etaquartiers, eines der letzten Reste desselben. Doch bevor wir unser Ziel erreichen, müssen wir noch den verkehrsreichen und mit Tempeln angefüllten Stadttheil Asakusa, der das Palais Royal und den Wurstelprater der japanischen Hauptstadt gleichzeitig darstellt, seiner ganzen Länge nach durchfahren und haben Gelegenheit, ein Volksleben zu beobachten, wie es fremdartiger, bunter und mannigfaltiger gar nicht gedacht werden kann.

Endlich nach einer Fahrt von sechs bis sieben Kilometern haben wir den schmalen Graben erreicht, der Asakusa von Chincho trennt, und über den hier eine kleine Holzbrücke führt. Im Laufschritt geht es über dieselbe hinüber, und wir befinden uns im Etaquartier. Dasselbe unterscheidet sich äußerlich in nichts von anderen abgelegeneren Theilen der japanischen Hauptstadt; hier wie dort trifft man dieselben engen Straßen, dieselben grauen, unansehnlichen Holzhäuser, dieselben zahlreichen, in die übliche japanische Tracht gekleideten Passanten an. Wenn mir etwas in Chincho auffällt, so ist es der Umstand, daß hier weniger dem Kleinhandel gewidmete Läden und weniger Theehäuser zu finden sind, als in den übrigen Straßen Tokios. Dafür sind die Werkstätten um so zahlreicher vorhanden, und namentlich ist es die edle Zunft des Hans Sachs, sonst überall so verachtet in Japan, deren Handwerk hier eifrig betrieben wird.

Die Ankunft unserer beiden „Zweispänner" hatte natürlich ein nicht geringes Aufsehen erregt; wir waren daher bald von einer Menge von Kindern und Erwachsenen umringt, die uns mit unbeschreiblicher Neugierde anstarrten und mir dadurch unbewußt Gelegenheit gaben, auch die Physiognomien der Race etwas näher zu studiren. Im Allgemeinen fand ich, daß die Etas den übrigen Landesangehörigen mehr, als ich erwartet hatte, gleichen. Wenn sie sich dennoch ein wenig von jenen unterscheiden, so ist es nur zu ihrem Vortheil; denn solche „Knopflöcheraugen" oder schräg zu einander gestellte Sehorgane, wie man sie nicht selten bei den echten Japanern findet, habe ich hier nur vergebens gesucht.

Ganz auffallend ist dagegen die Frische und Anmuth der jungen Mädchen dieses Stammes, eine Bemerkung, die schon vor langer Zeit von den einheimischen Novellisten gemacht wurde, wie die traurige, von Mitford in seinen „Tales of Old Japan" mitgetheilte Liebesgeschichte: „Das Etamädchen und der Hatamoto (Adelige)" beweist. Und wie die Frauen, so fand ich auch die Kinder, Knaben und Mädchen in diesem Stadttheile frischer und gesunder aussehend, als die Jugend in anderen Straßen und Plätzen von Tokio.

In Chincho befindet sich auch das Wohnhaus des ehemaligen Häuptlings der Etas, der bis 1868 den ganzen Stamm nahezu unabhängig regierte und von seinen Unterthanen mit denselben Ehren, wie ein Daimio behandelt wurde. Sein Name ist Dan Naoki — das letzte Wort ist der Vorname, der bei den Japanesen nachgestellt wird —, doch ist er besser unter seinem früheren Herrschernamen Danzayemon bekannt. Die Vorfahren dieses Mannes sind ursprünglich nicht dem Etastamme entsprossen; er kann vielmehr seinen Stammbaum väterlicherseits bis auf Minamoto no Yoritomo, den berühmten Helden und ersten Begründer des Shogunats, zurückführen. Während nämlich Yoritomo (in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung) in der Verbannung unter den Landleuten der Halbinsel Izu lebte, hatte er sich die Liebe eines hübschen Bauernmädchens gewonnen, die er — Japaner sollen in dieser Beziehung zuweilen vergeßlich sein — sammt seinem Sprößling vergaß, als ihn später seine Held